

Inhalt

	Vorwort.....	7
1	„Jetzt geht es automatisch in die Wissenschaft“	9
2	Hochschulforschung – warum denn das?.....	27
3	Wissenschaftskarrieren: hochselektiv und riskant.....	46
4	Chicago und andere Horizonte – warum nicht anderswohin?.....	60
5	Ein Schwerpunkt Hochschulforschung an einer deutschen Hochschule – das Kasseler Ziel	67
6	Zwischen dem Mehltau des öffentlichen Desinteresses an der Hochschulentwicklung und dem Ringen um Konsolidierung einer Forschungsinstitution	75
7	Elefanten der Hochschulforschung	82
8	Verbände der Hochschulforscher – ein besonderes Kasseler Hobby?.....	89
9	Hochschulpolitischer Klimawandel in den 1990er Jahren und eigene institutionelle Konsolidierung – Neue forschungsstrategische Handlungschancen.....	97
10	Um die Jahrhundertwende: ein neues Paradies oder neue Obsoleszenz der Hochschulforschung?.....	99
11	Auf dem Weg zu internationaler und vergleichender Hochschulforschung.....	107
12	Europäische und globale Konvergenzdiskurse – neue Rahmenbedingungen für die Hochschulforschung	118
13	Auf dem Wege zu großen internationalen Forschungskonsortien?.....	123
14	Wissenschaftsunternehmer – Institutsleitung im Wandel von drei Jahrzehnten	129
15	Braucht Forschung Managementvirtuosität?.....	139
16	Publikationsstrategien	148
17	Hochschulforschung und Hochschulpraxis – „Das Gras wachsen hören“.....	152
18	Institutionelle Weiterentwicklung und biografische Abrundung	166
19	Berufliches Leben und die Rolle von Lebenspartnerin und Familie.....	173
20	Die Statuspassage aus der institutionellen Verantwortung heraus	177

Nachwort.....	186
Zur Person.....	187
Wichtigste wissenschaftliche Veröffentlichungen	188

Vorwort

Die Hochschulforschung und Ulrich Teichler – das eine ist nicht ohne den anderen denkbar. Wer sich mit der deutschen und europäischen Hochschulforschung – also mit Forschung, die die Hochschule zum Gegenstand hat – beschäftigt, kommt an seinem Namen nicht vorbei. Ulrich Teichler gilt als der Begründer der Hochschulforschung in Deutschland, er war Gründungsdirektor und lange Jahre Leiter des International Center for Higher Education Research an der Universität Kassel, eines der ersten Hochschulforschungszentren an einer deutschen Universität.

Sein Forschungsobjekt – die Hochschule – nennt Ulrich Teichler gern einen „im Kern nicht ganz gesunden Gegenstand“. Damit spielt er darauf an, dass in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Universitäten als „im Kern gesund“ charakterisiert wurden, während die 68er-Bewegung, dieses aufgreifend, die Hochschulen als „im Kern verrottet“ kritisierten. Das skizziert auch schon der Beginn der vorliegenden biografischen Erzählung durch mehr als 50 Jahre Hochschulgeschichte hindurch: Westdeutsches Wirtschaftswunder, 68er-Bewegung, Krise der 1970er Jahre, Wiedervereinigung – all dies sind historische Etappen, die sich in Hochschule und Wissenschaft und selbstverständlich auch in einem Wissenschaftlerleben dieser Jahre widerspiegeln. Der Studentenprotest der späten 1960er Jahre ist nur eines der einschneidenden Ereignisse, von dem Ulrich Teichler als unmittelbar Beteiligter anschaulich berichtet, auch andere Umbrüche in Hochschule, Politik und Gesellschaft werden von Ulrich Teichler als Zeitzeuge erinnert, erzählt und – das ist seine große Stärke – analysiert zugleich.

Breiten Raum nimmt in den Rückschauen die Entwicklung der Hochschulforschung ein, deren Beginn in Deutschland Teichler initiiert hat. Leser*innen erfahren hier exemplarisch wie ein Forschungsfeld etabliert wird, wie internationale Impulse wirken, wie eine Forscher*innenszene entsteht und wie diese mit Konjunkturen ihres Forschungsfeldes umgeht. Seit den Anfängen der Hochschulforschung in den später 1970er Jahren ist das Forschungsfeld enorm gewachsen und hat sich – nicht zuletzt durch einen Generationenwechsel – stark verändert. Nach wie vor bleibt aber die Feststellung, dass Ulrich Teichler die Hochschulforschung über all die Jahre stark geprägt hat. Diese Konstellation war für uns als Wissenschaftlerinnen der Nachfolgeneration der Anlass, zusammen mit Ulrich Teichler auf mehr als vier Jahrzehnte Hochschulforschung zurückzublicken und mit ihm Gespräche über sein Wissenschaftlerleben, über Hochschule und Forschung, Hochschulpolitik und -praxis zu führen. In diesen Gesprächen spielte sein persönlicher Weg von der Schule über Studium, seine Zeit am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung bis zur Leitung

eines Forschungszentrums ebenso eine Rolle wie die Entwicklung der Hochschulforschung und die bedeutenden Anderen auf diesem Weg. Die ersten Schritte zur Entstehung dieses Buches erfolgten bereits ab 2012 mit abendlichen Interviews. Transkripte wurden gefertigt. Wir strukturierten die Aussagen stärker nach Schwerpunktthemen und unser Gesprächspartner ergänzte auf Nachfrage, wo es zur Abrundung nötig war. So konnten in dem einen oder anderen Fall noch bis 2017 Antworten aufgenommen werden. Wir freuen uns, dass sich unser gemeinsames Projekt neben unseren üblichen beruflichen Verpflichtungen schließlich zu diesem Buch materialisiert hat.

Wir danken Ulrich Teichler dafür, dass er uns so viel Zeit gewidmet hat und dass er unseren vielen neugierigen Fragen mit der für ihn typischen Offenheit, Auskunftsfreude und Humor begegnet ist. Unser Dank geht auch an Oliver Behrens für das kundige Lektorat.

Anna Kosmützky
Christiane Rittgerott

1 „Jetzt geht es automatisch in die Wissenschaft“

Ulrich, was warst Du für ein Student?

Als ich anfang zu studieren, war die Universität für mich einfach ein Ort der Freiheit, des sich Ausprobierens und des Nachdenkens – des Ergründens, wie die Welt ist. Vielleicht gehen manche Leute in die Hochschulforschung mit dem Motiv, sich an etwas abzuarbeiten, was sie nicht mögen oder für sehr problematisch halten. Bei mir was das nicht so, jedenfalls nicht am Anfang. Ich war froh, an der Universität gelandet zu sein. Ich fand allerdings vieles dort klamottenhaft. Aber erst viel später, als ich einen besseren Überblick über alle Skurrilitäten der Hochschullandschaft hatte, war Forschung für mich häufiger mit dem Wunsch verbunden, etwas zu ändern.

Nachträglich erkläre ich mir das so, dass ich zwar recht früh intellektuell interessiert war, mir aber die Schule überwiegend zuwider war. Als ich etwa drei Jahre alt war, fragte ich meine Mutter oft, was ich tun soll, weil mir so langweilig war. Dann sagte sie, ich sollte bis Tausend zählen, oder machte mir andere Vorschläge. Meine Eltern schickten mich auch zum Kindergarten. Als ich jedoch sagte, dass da auch alles furchtbar langweilig sei, brauchte ich nicht mehr dort hinzugehen. An meinem ersten Tag in der Schule nahm mich mein Lehrer mit in eine vierte Klasse. Dort stellte er mir Rechenaufgaben und zeigte den Viertklässlern, dass selbst ein Erstklässler ihren Stoff bewältigen kann. Ein anderer Volksschullehrer ließ mich auf die anderen Kinder aufpassen, wenn er während der Schulzeit lieber im Garten arbeitete. Ich erlebte so als Pastorensohn auf dem Dorfe bei vielen Mitschülern eine Mischung aus Anerkennung und Abstandhalten. Meine Mutter, die auch einige Semester Theologie studiert hatte, bevor meine Eltern heirateten, paukte aber mit mir in der vierten Klasse für die Aufnahmeprüfung an Gymnasien, weil sie davon überzeugt war, dass ich als Dorfschüler sonst nicht mit den Stadtschülern mithalten könnte. Meine Eltern schlugen mir damals vor, nicht auf das altsprachliche Gymnasium zu gehen wie mein älterer Bruder, sondern auf das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium, weil ich praktischer veranlagt sei. Da entschied ich mich offensichtlich aus Gründen der Geschwisterrivalität für das staatliche altsprachliche Gymnasium in Minden.

Warst Du ein guter Schüler?

Ich bekam immer prächtige Noten in Mathematik, Physik und Chemie, während ich mich in den alten Sprachen durchquälte und die Pauker, die uns da hineinpressen wollten, wirklich hasste. Mein Bruder legte sich politisch mit den Lehrern an, von denen etwa die Hälfte zuvor an Nazi-Internaten tätig gewesen war. Ich dagegen bat meine Mutter ab und zu, mir eine Entschuldigung wegen Krankheit zu schreiben, wenn ich Luft brauchte. Meine Mutter weckte

mich auch häufig morgens eine Stunde früher, um mit mir gemeinsam die ungeliebten Fächer vorzubereiten.

Natürlich sage ich heute, dass ich aus meiner Schüler-Froschperspektive die Schule nur sehr einseitig gesehen habe. Sie hatte in der Region die mit Abstand höchste Reputation, von den über 70 Schülern in den zwei Parallelklassen der Sexta waren beim Abitur nur noch 16 übrig. Als der bekannte Bildungshistoriker Lundgren ein großes Forschungsprojekt über die Geschichte des deutschen Gymnasiums durchführte, wählte er unsere 1530 gegründete Schule als einen typischen Fall, in der Forschungsarbeit wurden dann Details in den verschiedenen Jahrhunderten erläutert. Ein heutiger Blick auf die Festschrift zum 450-jährigen Bestehen der Schule zeigt mir, dass unsere Lehrer doch kluge Köpfe gewesen sein müssen. Auch die gelegentlichen Klassentreffen mit den noch lebenden Schulkameraden zeigen in vielen Fällen beeindruckende Wege.

Wie verlief dann Dein Weg an die Universität und hattest Du von zu Hause Unterstützung?

Wir waren sechs Kinder zu Hause, was für munteres Leben sorgte. Zweimal nahmen mich die Eltern zu einer Reise allein mit und das war wirklich in beiden Fällen etwas ganz Besonderes. Beim ersten Mal war ich wohl etwa zehn Jahre alt, da besuchten sie einen Pfarrer in den Niederlanden, der sich nach dem Krieg eigentlich geschworen hatte, nie wieder Deutsche zu sehen, und sie weinten gemeinsam über die Euthanasieopfer der Nazis. Beim zweiten Mal, als ich 16 Jahre alt war, gab es eine Besichtigung verschiedener Krupp-Fabriken im Ruhrgebiet und einen Besuch im Hause des berühmten Managers Bernhard Beitz. Er sagte zu mir sinngemäß: Ulrich, Dein Vater verdient als Pfarrer nicht so viel, dass er sechs Kinder problemlos auf die Uni schicken kann. Ich biete Dir an, dass Du mit Hilfe von Krupp studierst und dann ein paar Jahre bei uns arbeitest. Ich sagte ab, aber das, was er gesagt hatte, zeigte wohl irgendwie Wirkung bei mir, denn ich sagte meinen Eltern nach dem Abitur, dass ich von ihnen keinen Pfennig zur Finanzierung meines Studiums wollte. Zu Anfang setzte ich meine Arbeit als Briefträger fort, was ich schon in der Schulzeit gemacht hatte. Ab dem vierten Semester konnte ich durch Mitarbeit in Forschungsprojekten genug zum Leben verdienen.

Zuerst wollte ich Mathematik oder Physik studieren. Ich pilgerte also zur Beratung zum Arbeitsamt. Dort hieß es nach einem Gespräch, einem Intelligenztest und einigen grafischen Übungen, ich würde bestimmt eine super Karriere in Mathematik machen. Als ich fragte, was man damit später beruflich machen könne, hieß es, wenn es sonst beruflich nicht sehr gut ginge, könne man wenigstens Lehrer werden. Damit war die Idee von Mathematik für mich gestorben – denn Schule, nein danke. Ich kam zu dem Schluss, dass das Studium wohl besonders spannend sein würde, wenn ich ein Fach studieren würde, bei dem man nicht weiß, was man später wird. Zunächst konnte mir

niemand dafür etwas Interessantes außer Philosophie nennen. Den Ausschlag gab schließlich, dass mir mein älterer Bruder ein Einführungsbuch in die Soziologie schenkte und obendrein meinte, dass mein Interesse an Mathematik in diesem Studienfach nicht schaden könnte. Soziologie als Angebot zu finden war damals keine Selbstverständlichkeit, das war Anfang der 1960er Jahre ein kaum bekanntes Zwergfach an den deutschen Universitäten. Innerhalb des folgenden Jahrzehnts wuchs es allerdings auf wohl mehr als das Zehnfache an, es wurde das wichtigste Sinnggebungsfach für eine ganze Generation und etablierte sich in sehr vielen Studiengängen anderer Fächer als Nebenfach.

Was den Studienort anging, musste ich ja sowieso fort von zu Hause. Ich wollte relativ weit weg und das nicht nur im geografischen Sinn, auch möglichst in eine interessante Stadt. Berlin zu Beginn der 1960er Jahre – das war ja was. Berlin war auch eine der drei Städte, in denen damals schon ein Hauptfachstudium der Soziologie möglich war und zwar an der Freien Universität. Berlin war auch politisch spannend. Ich hatte in meinem letzten Schuljahr den Kriegsdienst verweigert, was im Jahr des Mauerbaus weniger als ein Prozent machten. Mir erschien Berlin als die Hauptstadt des Kalten Krieges. Ich war überhaupt nicht überrascht, dass uns Kriegsdienstverweigerern bei den kleinen Informationsständen, die wir auf dem Kurfürstendamm aufbauten, ständig zugerufen wurde: „Geht doch nach drüben!“

Also ein Studium, das völlige Freiheit, ein völlig unbekanntes Studienfach sowie Durchhalten in einem unfreundlichen politischen Klima kombinierte – das war doch was!

Also Studium als völlige Unabhängigkeit?

Ich war beeindruckt, dass wir nicht die meiste Zeit in Lehrveranstaltungen verbringen mussten. Es machte auch nichts aus, einmal nicht hinzugehen oder früher zu gehen, wenn es langweilig war. Dazu gab es eine ziemlich freie Auswahl von Lehrveranstaltungen. Außerdem wurden wir ermuntert, viel auf eigene Faust zu lesen.

Allerdings muss ich im Nachhinein sagen, dass uns damals eigentlich niemand gesagt hat, wie das Studium ist. Wir wussten zwar, dass wir uns in der Verwaltung anmelden sollten. Außerdem wurde für jedes Semester für die gesamte Universität ein Vorlesungsverzeichnis gedruckt, in dem es einige allgemeine Erklärungen gab. Und wir bekamen ein zweiseitiges Informationsblatt zum Studium der Soziologie in die Hand gedrückt, das uns erklärte, welche Lehrveranstaltungen wir unbedingt besuchen und welche Prüfungen wir bis zum Studienabschluss ablegen mussten. Das war eigentlich nur in Statistik und empirischer Sozialforschung. Als Nebenfächer wählte ich Psychologie, Politologie und Religion. Zum Abschluss des Studiums hätten wir dann die Diplomarbeit und abschließende Klausuren zu schreiben und mündliche Prüfungen zu absolvieren, denn damals entschied sich die gesamte Benotung des Studiums im letzten Moment. Meine Eltern rieten mir im letzten Schuljahr, in einige